

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 35.

Mittwoch, 11. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

5.

An diesem Abend strömten die Passagiere aus dem Speisesaal in etlicher Hast zum Gesellschaftsraum empor, um sich gute Plätze für den Ball zu sichern. Der Ozean hatte sich unter dem sanften Hauch einer stetigen Westbrise zu spiegelnder Glätte beruhigt. Die „Chicago“ war kaum mehr Schiff — nur schwimmendes Hotel. Man würde tanzen ohne die leiseste Empfindung, daß jede Sekunde diese ganze Welt ein paar Meter westwärts riß.

Für die Seinen hatte der Kapitän vorgesorgt. Zwei Tische in der vordersten Reihe, hart am Saum des spiegelnden Parketts, waren belegt.

Schon die Abendtafel hatte ein Bild festlich erhöhten Glanzes geboten. Die Sektproppen knallten. Gab es so etwas wie eine Weltdepression? Im Bereich der ersten Klasse spürte man nichts davon — schien nichts zu spüren.

Kapitän Mertens war wunschlos glücklich. Er hatte sich längst abgefunden. All die wirren Sehnsüchte, die sein heimatliches Eheleben unerlöst gelassen, lagen gebündelt an der unzerreißbaren Kette der Berufspflicht. Aber es war doch schön, inmitten glänzender, glühender, festdurchleuchteter Frauen zu sitzen, ihnen unverbindliche, niemals ganz ernsthaft genommene Schmeicheleien sagen zu dürfen, lodende, kede Blicke aufzufangen, die nur ein Spiel waren und bleiben mußten.

Nahezu wunschlos glücklich war der gute Jens — nicht ganz. Den Morgen über hatte er seine Nachbarin zur Rechten stundenlang für sich allein gehabt und so vertraut mit ihr geplaudert, als seien sie alte Freunde. Er wußte nun ein wenig in ihrem Herzen Bescheid — durfte sich's mindestens einbilden. Sie hatte ihm, mit zuckenden Lippen, das Bild ihres einstigen Gatten gezeigt. Wetter, war das ein schöner Kerl! Wie mochte sie's nur fertig gebracht haben, von dem sich loszureißen? Daß sie ihn sehr geliebt hatte, bezeugte jeder Hauch ihres Mundes.

Und dann — die Kinder! Der fünfjährige Ulrich, die dreijährige Gerda. Frau Ellen hatte feuchte Augen bekommen. Daß man von so etwas los kann, um sich allabendlich von tausend wildfremden Menschen durchs Opernglas anglohen zu lassen, übers Weltmeer zu pilgern, nur um genau dasselbe auch auf der andern Hemisphäre zu erleben — begreif's, wer kann!

Aber es waren doch zwei schöne, wunderreiche Stunden gewesen.

Nun waren die andern wieder da. Frau Ellen war so unerhört herrlich in Festgewand und Festlaune — ihr huldigte der ganze Tisch, sogar die Frauen räumten ihr neidlos den Schönheitspreis ein, trotz der Mataborin der deutschen Konkurrenz. Was wollte dies glatte, platte Strohchen bedeuten neben einem Menschengesichte, das durchleuchtet wurde von innerer Glut! Was war dies gedrechelte Figürchen mit der den Damen der großen Welt nachgeäfften Grandezza — neben dieser heroischen Gestalt, deren jede Bewegung den eingeborenen Adel der Auserkorenen fundat!

Die Künstlerin war Weib genug, um mit einer halb bewußten Befriedigung den Triumph ihres Wesens zu empfinden. Den verdankte sie heute nur sich selber

— nicht der emporreißenden Töneflut, nicht der unverlöschlichen Seelenglut der Meister, deren unvergängliches Teil für die kurzen Stunden der Aufführung in ihr seine Auferstehung feierte. Heute Abend war sie nicht Iolde, Elisabeth, Brünhilde — nur Ellen Winterfeld. Nicht aus dem schwarzen Abgrund des Zuschauerraums, nicht über den brandenden Ozean des Orchesters schwall die stumme Begeisterung der unbekannten Menge zu ihr empor. Aus nächster Nähe strahlten Frauen- und Männeraugen sie an, fremd auch die, denoch seit zwei Tagen durch Zufallslaune ihr nahegerückt, durch das gemeinsame Schicksal dieses kurzen Auseinanderangewiesenseins ihr verbunden.

Ein neues Erlebnis, eine Rolle, minder groß, aber an unmittelbarem Lohne dankbarer als die Verkörperung fremder Größe.

Ellen fühlte sich wirken, sich allein, als Frau, als Menschen. Das stieg ihr zu Kopfe, wogte als prickelnder Rausch durch Adern und Nerven, steigerte sie in ein Gefühl der Daseinstuntheit hinein, wie sie es in den zwei Jahren des Kampfes um ihr Eigenleben nie empfunden zu haben meinte. Sie ist jung, sie ist stark, sie ist Künstlerin, ja, aber sie ist eine Frau, sie hat noch nicht abgeschlossen mit ihrem persönlichen Dasein, ist nicht nur Gefäß für fremde Kraft, ist Inhalt, Kern. Sie sitzt nicht, sie thronet. Sie geht nicht, sie schwebt. Sie ist die ungekrönte Königin ihres kleinen Kreises, des ganzen Festes.

Auf die beiden Männer, die den Weg an ihrer Seite auf Hauen und Stechen verteidigen würden, wirkt die überraschende Steigerung ihres Wesens ganz verschieden. Der gute Jens Mertens glänzt in ihrem Glanze, Vollmond im Sonnenlicht. Ihre Heiterkeit macht ihn heiter, redetroh, in seiner trocken-behägigen Art. Sie ist glücklich, er ist es, weil sie es ist.

Der Baron wird immer stiller, finsterner, schweigsamer. Vermeidet es, sie anzusehen. Der Aufruhr seines Innern müßte sich verraten. Verrät sich — trotz seiner Zurückhaltung. Ein Blinder würde die Glut fühlen, die den fargen Mann verbrennt. Zum mindesten die zwei keden Amerikanerinnen haben sich miteinander längst durch Blicke verständigt: da zappelt einer am Haken.

Die Kapelle findet sich ein. Heute Abend sitzt sie nicht droben in ihrer engen Nische, vielmehr unter dem Riesengemälde, das den Heimathafen des Schiffes darstellt, auf gleicher Ebene mit den Passagieren. Nicht wie morgens beim Frühkonzert in der blauen Seemannstracht. Nicht wie allmüttiglich und allabendlich in Smoking und Faltenhemd. Heute erscheint sie in grünantenen Zigeunerjacketts. Die Passagiere, sonst gewohnt, die unscheinbaren Aufpulverer ihrer Stimmung kaum zu beachten, begrüßen ihr Auftreten heute Abend mit einem halb scherzhaften „Ah!“, mit kurzem, freundlichem Applaus. Der Kapellmeister verneigt sich tiefgerührt.

Und jetzt bemerkt auch dieser und jener der Passagiere zum erstenmal, daß unter den unauffälligen Gestalten der Musikanten ein Kopf ganz selbst aus dem Rahmen fällt. Das slawische Kostüm, das die übrigen Spieler erst in ihrer Trivialität und Bescheidenheit

entlarzt — es hebt diese eine Erscheinung, sieht ihr wie angewachsen, paßt zu ihrer Rassefigur wie für sie ausgesonnen.

Frau Rahel Levijohn entdeckt zuerst den auffallenden Typ. Als Gattin des kunstverständigsten Kopfes der New Yorker Gesellschaft hat sie Witterung für das Besondere. Sie hebt das brillantenbesetzte Vorgehen. Macht den Generalmusikdirektor, ihren dienstwilligen Ritter, auf den einzigen wirklich zigeunerhaften Zigeuner in grünem Samt aufmerksam.

„Ist mir auch schon flüchtig aufgefallen, Miß Rahel —“, sagte Ignaz Richter. „Weil er sonst immer ein Monofel trägt. Geschmackvoll genug, daß er's zu dieser Tracht wegläßt. Die steht ihm übrigens blendend.“

Schon heben die Musiker die Bogen — der erste Forttrott quirlt auf. Im selben Moment hat der Kapitän sich erhoben und vor der allumschwärmten Frau verneigt. Stolz führt er sie in den Ring. Legt in einer glückstrunkenen Aufwallung seines ganzen Mannesstums den Arm um ihre schmiegsame feste Gestalt. Als erstes Paar fliegen die zwei über die geglättete Fläche, kinderfröhlich lacht Frau Ellen ihren stämmigen Tänzer an, nur wenig braucht sie die Blide zu heben. Jens Mertens läßt seine stürmerprobten Nordlandslichter selbstverständlich in die schillernden Augen der Künstlerin versinken.

Muß es gesagt werden, daß Rahel Levijohn ihr meisterhaft gemaltes Antlitz an die hagere Brust des Beherrschers der Töne lehnt, sich hingebungsreudig von ihm umschlingen läßt, dessen Arm Orkane, Ozeane von Klang zu entzesseln und zu sanftigen mächtig sind?

Heute abend scheint auch die stolze, bisher ein wenig vernachlässigte Mexikanerin einen Kavaliere gefunden zu haben. Baron Wilczel hat sich in ihr Gespräch geflüchtet — sie hastig aufgefordert, als wolle er die verräterische Verjunkenheit abstreifen. Donna Ines de Gavangos belohnt ihren Ritter im Tanz. Sie schenkt sich ihm buchstäblich vom Kopf bis zu den Füßen.

Alles ist im Wirbel. Nicht blonde und braune Bubenköpfe nur, graue, schneeweiße tauchen aus dem Schwall, werden wieder hineingezogen. Kaum ein Stuhl im Rund um die wogende Tänzermenge ist noch besetzt.

Nein: eine Ausnahme. In eine Ecke gedrückt, nicht hinter einem Seltkühler, sondern einem Whisky-Soda verschauelt ein einziger junger Nichttänzer. Das rechte Auge schielt durch das Einglas auf die Fröhlichen, die Harmlosen, die Genießenden mit einem seltsamen Ausdrud — Neid des seelisch Belasteten? Haß des Außenseiters? Verachtung des Überlegenen? Es kann das alles sein. Niemand kennt diesen Mann, nur die Stewards, die ihn bedienen, ohne besondere Hingabe, denn er hat für sie nie ein menschliches Wort, sie sind ihm nicht mehr als Klingelknöpfe, auf die man drückt, wenn man einen Wunsch erfüllt sehen möchte. Sie wissen, es ist Herr Schiewelbein, Kaufmann aus Magdeburg.

Ist er's wirklich? Herr Valentin glaubt ihm nicht einmal das — obwohl er's schwarz auf weiß gelesen hat, amtlich verbrieft und unterstempelt. Wer Millionenwerte an Juwelen stehlen kann — wird der nicht Mittel und Wege wissen zu einem gefälschten Paß, einem echten Einreisevisum für USA.?

Klamfoth beobachtet zwar noch drei, vier andere auffallend elegante, sprachenkundige Herren in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Aber Verdacht, ernsthaften Verdacht hat er eigentlich nur auf diesen einen. Daß der Staatsanwalt aus Magdeburg seinen angeblichen Landsmann nicht kennt — beweist nicht das mindeste. Daß Herr Schiewelbein seinen Landsmann Grunelius nicht kennt, der ein namhafter Strafrechtswissenschaftler ist, auf internationale Kongresse geschickt wird — auch das ist nicht auffallend. Aber Klamfoth hat zweimal beobachtet, das eine Mal im Rauchsalon, das zweite Mal im Lesezimmer — daß Herr Schiewelbein sich hastig, fast fluchtartig entfernte, als der Vertreter der Anklagebehörde auftauchte. Nein — der oder keiner!

Heute früh hat der biedere Valentin noch eine andere seltsame Beobachtung gemacht. Er ist an sich kein Frühlingskünstler — Kunststück, wenn man Abend für Abend

erst nach dem letzten Nachtschwärmer die Salons verlassen und in seine Kose kriechen darf! Pfllichteifrig wie er nun mal ist, stellt er dann und wann seinen Weder auf eine frühe Morgenstunde, entrastet sich, kleidet sich notdürftig an, rast wie ein Komet durch sein ganzes Herrschaftsgebiet. Vor diesen unvermuteten Streifen des Chefs zittert das ganze Personal. Ohne Zittern keine Ordnung. . .

Als er heute morgen das Promenadende umkreiste und den flach geschwungenen Bogen passierte, in dem der Laufumgang auf das Vorderdeck vorstößt, hört er plötzlich — früh um halb sechs! — Musik. Das feine, klagende Spiel einer Sologeige. Valentin Klamfoth versteht nicht viel von Musik. Aber — er hat Gefühl — Gefühl im allgemeinen und für den Zauber der Töne im besonderen. Der da geigt, der kann was.

(Fortsetzung folgt.)

Die blaue Gräfin.

Eine Karnevalsgegeschichte aus dem alten Berlin.

Von Ossip Dymow.

Die Geschichte, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin passierte, ist, wie unzählige andere, heute ganz vergessen. Längst verblaßt in das Reich der Schatten die kleine Baronin Agnes v. K., ihr finsterner, eifersüchtiger Gatte, ihre beiden glänzenden Kavaliere, die miteinander um ihre Gunst wetteiferten, und auch ihre Rivale, die man die blaue Gräfin nannte. Seinerzeit aber wurde in der höchsten Gesellschaft viel darüber getuschelt und gelacht. Denn die 5 Mitwirkenden waren allzu bekannte Persönlichkeiten in den hohen und höchsten Kreisen.

Baron v. K., Sproß eines alten und einflussreichen Geschlechts, hatte sich im Sommer als lediger und vollkommen unabhängiger Mann nach Ostende begeben und kehrte als Gatte einer reizenden Blondine, halb Schwedin, halb Deutsche, zurück. Von den ersten Schritten an, die sie auf ihrem ehelichen Wege machte, spannte sie ihren Gatten fest ins Geschirr ihres Willens ein, und der düstere, selten lächelnde Riese ließ sich widerstandslos von der anmutigen Lenkerin leiten.

Die fröhliche, leichtsinnige, lebenslustige Agnes wußte nicht, was sie mit dem Überfluß ihrer Energie beginnen sollte. In jenen Zeiten gab es weder Autos noch Sport, noch die vielseitigen öffentlichen Spiele der heutigen Jugend. Den Frauen war nichts anderes erlaubt als Reiten und Tanzen. Diesen beiden Beschäftigungen gab sich die kleine Baronin mit aller Begeisterung und Leidenschaftlichkeit ihrer Natur hin. Da ihr Mann ein wenig hinterte, war sie gezwungen, sich nach anderen Partnern umzusehen. Diese fanden sich auch bald und wurden zu verschiedenen Diensten verwendet: Graf A. zum Tanzen, Baron S.-B. zum Reiten.

Der kleine Graf A., der entzückend den damals so beliebten Walzer tanzte, ritt natürlich auch keinesfalls schlechter, als Baron S.-B. Andererseits konnte der frächtige, athletisch gebaute Baron einen ebenso vorzüglichen Tanzpartner abgeben. Aber die Baronin fand, daß jedem das Seinige zukomme, und daß auch in diesen Dingen Ordnung sein müsse. Und so lange sie es in dieser Weise hielt, wagte sich keine böse Zunge an ihren guten Ruf heran.

Auch die beiden Nebenbuhler begriffen, daß bei dieser Lage der Dinge die Chancen für den einzelnen geringer seien, und jeder von ihnen bemühte sich, den anderen aus dem Sattel zu heben, um dessen Stelle selbst einzunehmen. Ihr Kampf trug jedoch einen durchaus freundschaftlichen Charakter, denn der Baron S.-B. hatte unter seiner Obhut eine junge, entzückende, früh verwaltete Cousine, die er allzu gern dem Grafen A. vermählt hätte. Die Sache war bereits in bestem Gange, als die unerwartete Leidenschaft des Grafen zur Baronin Agnes diese auslichtreiche Heirat in Frage stellte.

Der Karneval kam heran. Er wurde damals mit viel größerer Hingebung, noch lustiger und ausgelassener gefeiert als heute. Die Auswahl der Mäsk, des Kostüms, all das war eine große Wichtigkeit. Die kleine Baronin hielt das Kostüm, in dem sie das große Maskenfest besuchen wollte, vor allen geheim. Keiner von ihren Verehrern, nicht einmal der eigene Mann, wußte, wie sie sich kleiden würde. Natürlich fiel es ihr am schwersten, dies vor ihrem Gatten zu verbergen, und es kam sein, daß sie selbst es war, oder aber auch ihre Jose, die sich verplappert hatte, sie würde in Blau erscheinen. . .

Ihrer Bitte gemäß fuhr Baron v. K. an diesem Abend voraus und Agnes folgte ihm eine Viertelsunde später. Die reizende Turtin in Blau zog sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie ging gleichgültig an ihrem Mann vorbei, der sie von oben bis unten ansah und, sich an die ihm verratene Farbe erinnernd, sofort annahm, daß er seine Gattin vor sich habe. Im übrigen hatte er daselbe bereits von einer Ungarin, von einem schlanken Dularen und vielen anderen geglaubt.

Die Türkin verschwand sehr bald aus seinem Gesichtskreis. Ab und zu schien sie in der Ferne aufzutreten, wurde aber immer wieder von der wogenden Menge verdeckt. Plötzlich sah er, wie sie mit dem kleinen Grafen tanzte.

"Natürlich, ist sie's!" dachte er verstimmt und wollte auf sie zugehen, als wieder tanzende Paare sich vor ihn schoben und sie in dem lustig-bunten Farbenmeer untertauchte. Eifersucht zehrte an seinem Herzen. Wo war nur seine Frau geblieben? Und wo war Graf A.? Sie fielen anscheinend irgendwo zusammen. Da geht der hohe, breitschulterige S.-B. vorbei. Auch in seinen Augen glaubt der Baron jenen Ausdruck neidvoller Eifersucht zu bemerken, die ihn selbst so quält. Von diesem Augenblick wird ihm noch trauriger zu Mute.

Befonnen hing er in die Galerie hinauf. Hier pflegten sich leichtsinnige, Einsamkeit suchende Pärchen in schattigen Eden zu verbergen. Aber es kam selten vor, daß eine Dame der hohen Gesellschaft sich dahin verirrte. Im Halbdunkel, hinter einer Säule erblickte der Baron von weitem die anmutige blaue Türkin. Sie hatte ihre Maske halb hinaufgeschoben und ihr Mund preßte sich in einem langen Kuß auf die vollen Lippen des kleinen Grafen. Eine Sekunde bemerkte die Türkin, daß sie beobachtet wurde, ließ die Maske hinab und schlüpfte wie eine Eidechse die Treppe hinunter. Hinter ihr verschwand auch der Graf.

Abermals begann der Gatte zu suchen. Sein vor Eifersucht verzerrtes Gesicht war so auffallend, daß die lustigen Frauenmasken erschreckt vor ihm zurückwichen und die Männer ihm betroffenen Platz machten. Seine Bekannten aber guckten sich an und sagten: "Da muß etwas geschehen sein..." Er schritt wie ein Schlafwandler durch die Menge, den drohenden, dunklen Blick starr vor sich gerichtet. Zuweilen schien es ihm, als träume er einen schweren Traum und seine Gedanken verwirrten sich... Er sah furchterregend aus und man tuschelte bereits um ihn herum.

Plötzlich hielt ihn jemand freundschaftlich an, und eine Stimme, die ihn zusammenzucken ließ, sagte:

"Guten Abend, lieber Baron! So allein?"

Vor ihm stand der kleine Graf, die blaue Türkin am Arm. Deren Augen ihm hinter der schwarzen Maske anzulächeln schienen.

Der Baron wußte nicht, was er sagen sollte. Jetzt in unmittelbarer Nähe, war er gar nicht mehr so sicher, daß die Türkin seine Frau sei. Er grüßte feix und sie gab ihm ihre Hand. Gierig griff er nach ihr. Nein, diese Hand gehörte ihr nicht... Aber das blaue... das blaue Kostüm — und der Kuß...?

"Wo ist meine Frau?" fragte er den Grafen.

"Ach habe sie soeben erst gesehen... wenn ich mich nicht irre..." sagte dieser und flüsterte ihm vertraulich ins Ohr:

"Sagen Sie mir die Wahrheit, sie ist doch in Rot? Eine Zigeunerin?"

"In Rot?" murmelte der Baron. "Ich weiß nicht... ich dachte..."

"Sie sind ein ganz Schlauer!" rief lachend der Graf. "Ich habe sie aber doch erkannt! Da ist sie ja! Ich wette..."

Baron S.-B., dieser erstklassige Reiter, schwebte mit einer roten Zigeunerin in kunstgerechtem Walzer an ihnen vorbei, und man muß gestehen, daß er seine Sache ausgezeichnet machte. Jedenfalls schien seine Partnerin mit ihm zufrieden zu sein. Sie lachte vergnügt und als sie dicht an dem Baron von A. vorbeislog, zwipfte sie ihn am Armel und rief: "Ich amüsiere mich glänzend! Und du?"

Beim Klang dieser Stimme taute das Herz des Barons mit einem Schlage auf, er lächelte und schrie erfreut: "Ich auch!"

Noch lange stand er da, schüttelte den Kopf und begriff nicht, wie er sich so hatte irren können. Lachend erzählte er später, bei einer guten Flasche Wein, den alten Freunden und machte sich über sich selber lustig.

Und damit hätte die kleine Begebenheit ihr Ende gefunden, und niemand würde der anscheinend so harmlosen Verwechslung eine Bedeutung beigemessen haben, wenn die junge Gräfin A. nicht so gern die Geschichte ihrer Verlobung verbreitet hätte. Es fiel nämlich allgemein auf, daß sie nach ihrer Vermählung mit Vorkiebe blau trug. Blaue Mantel, blaue Kleider, blaue Hüte. Darüber befragt, erzählte sie wie sie an jenem Abend verspätet auf jenen Maskenball gekommen sei, weil ihr rotes Zigeunerinnenkostüm im letzten Augenblick geändert werden mußte. Als sie den Saal betrat, sah sie ihren Vetter, den Baron S.-B. und den Grafen A., die, in eine ernste Unterredung vertieft, dicht beim Eingang standen. Der Graf kam ihr erregt vor. Sie blickten zu ihr herüber und erkannten sie sofort. Beide wechselten noch ein paar Worte und ihr Vetter kam auf sie zu.

"Hör mal, meine Liebe," sagte er zu ihr. "Wie konntest du nur dieses Kostüm wählen? Es steht dir gar nicht und Graf A. haßt die rote Farbe. Ich hoffe, daß er sich heute erklären würde. Du mußt dich sofort umziehen."

"Ich habe doch kein anderes Kostüm," stammelte sie bestürzt und war nahe daran zu weinen.

"Ich werde dir eins verschaffen," sagte er. "Die Baronin Agnes möchte, glaube ich, gern ein paar lästigen Berehrern unbemerkt entgehen. Wenn sie mit dir tauscht, ist euch beiden geholfen."

Oh, sie war gern bereit dazu und die reizende Baronin Agnes

willigte auch sofort ein. Sie fuhren zusammen in die Wohnung ihres Veters, zogen sich dort um und kehrten nach einer halben Stunde in den Ballsaal zurück. Graf A. aber wich den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite, bis sie sich am Schluß des Maskenballs verlobten. Das Kostüm der blauen Türkin hatte ihr also Glück gebracht und da es anscheinend die Lieblingsfarbe ihres Gatten sei, so trage sie sie auch am liebsten.

Schnitzelnd nannte man sie fortan: "Die blaue Gräfin".

Dreiheit des Schicksals.

Von Adolf Obbe.

Mit dem Nachschnellzug um 1 Uhr 30 wollte Herr Turner in seine Vaterstadt reisen, um einen längeren Urlaub dort zu verbringen. Es war halb zehn Uhr abends; das Gepäck war schon nachmittags zur Bahn geschafft und aufgegeben, die Handtasche stand gepackt, ein paar Stunden Schlaf würden gut tun nach einem Tage voller Besorgungen und Stadtwege.

Ja so, die Postkarte an den Uhrmacher mußte noch geschrieben werden; er hatte seine Taschenuhr, an der das Glas zerbrochen war, auf dem Heimweg wieder mitnehmen wollen, aber vergessen. Das war schnell getan: "Senden Sie mir die Uhr doch gleich morgen früh nach Kassel, Wilhelmshöher Allee 110."

Der Briefkasten war nicht weit vom Haus entfernt; er wollte eben hinuntergehen, als es an der verschlossenen Haustüre schellte.

Turner sah zum Fenster hinaus: "Wer ist unten?" Aus der Dunkelheit antwortete eine Stimme: "Ich!"

Turner blickte sich einen Augenblick — wer sprach nur so? "Martin?" fragte er zweifelnd und überrascht.

"Ja, ich bin's! Nach nur auf!"

Der Freund kam herauf, sie schüttelten sich die Hände. "Ich bin auf der Durchreise", sagte Martin, "in einer Stunde muß ich weiter, was sollte ich auf dem Bahnhof sitzen... mach' bitte keine Umstände, ein Glas Wein, wenn du eins hast..."

Als sie zusammen am Tisch saßen und angestochen hatten, fragte Martin: "Weißt du noch, wo wir uns zuletzt gesehen haben?"

— Turner schauderte ein wenig: "Ob ich das weiß? In meinem Leben vergesse ich's nicht!"

"Wie?" fragte Martin erstaunt.

Vor ungefähr drei Jahren waren die Freunde in einem Kaffeehaus in Madrid unvermutet einander begegnet, hatten beisammen gegessen und sich erzählt, denn manches Jahr war vergangen seit ihrem letzten Zusammentreffen.

Die Theaterkarte, die Turner damals in der Tasche trug, hatte er ganz unbenutzt gelassen, um das Zusammensein auszukosten, denn der Freund, den sein Beruf zwang, immer den Fuß im Steigbügel zu haben, wollte abends weiterreisen.

Er hatte ihn zum Bahnhof begleitet und war auf dem Rückweg in ein plötzliches Rennen und Schreien geraten — ein großes Gebäude stand flammenglühend unter dem Nachthimmel; es war das Theater, das er hatte besuchen wollen, der schreckliche Brand, der fast zweihundert Menschen das Leben kostete.

Martin war verwundert; er hatte nicht gewußt, daß Turner an jenem Abend ihm zuliebe auf die Oper verzichtet hatte. "Es war das zweitemal, daß mir ein Zusammentreffen mit dir das Leben gerettet hat", sagte Turner.

"Das zweite Mal?" fragte Martin.

"Weißt du nicht mehr", entgegnete Turner, "wie wir als zehn- oder elfjährige Jungen zusammen zum Baden in der Fulda gegangen sind und kurz vor der Stelle, wo man in das uralte Boot steigen mußte, um sich vom Fährmann auf das andere Ufer hinüberfassen zu lassen, unversehens in Streit gerieten, der in Prügelei ausartete? Das volle Boot fuhr ohne uns ab und sackte in der Flußmitte plötzlich weg. Ich konnte noch nicht schwimmen damals und hätte sicher zu den stillen Leuten gehört, die man ein paar hundert Meter stromabwärts herausfischte."

"Jetzt erinnere ich mich", sagte Martin, "was man doch alles vergißt, wenn man ein Leben führen muß wie ich! Zweimal also! Feuer und Wasser! Solcher Dinge pflegen doch drei zu sein, aber heute habe ich keine Zeit, dich vor Unheil zu bewahren. Was schlägt's denn da draußen?"

Auf dem Flur hatte sich die alte Standuhr umständlich geräuspert und einen heiseren Schlag getan.

Martin zog die Taschenuhr: "Halb elf! Da will ich aufbrechen!" Turner entschuldigte sich, daß er ihn nicht zur Bahn bringen könne: "Ich fahre heute nacht in Urlaub und will noch eine Stunde schlafen."

Martin lachte: "Da bin ich dir wohl besonders gelegen gekommen?" Er fuhr in den Mantel, der flatternde Armel streifte leicht das Bende' der Standuhr, das im geschweiften offenen Gehäus schwang...

"Nimm die Postkarte mit hinunter", sagte Turner, "ich vergesse es doch nachher, an der Ecke ist ein Briefkasten."

"Gib her! Und auf Wiedersehen! Irgendwo, irgendwann!"

Als der Freund gegangen war, entkleidete sich Turner, halb und streckte sich aufs Sofa: für das Bett lohnte es nicht mehr. Er war schon halb eingedämmert, als ihm ein Verdrüßnis zum

Bewußtsein kam: er hatte vergessen, den Wecker zu stellen. — Er erhob sich, holte die Weckuhr aus dem Schlafzimmer, sah, daß sie stehen geblieben war, richtete sie auf dem Flur nach der Standuhr — zehn Minuten nach halb elf — stellte den Alarmzeiger auf halb eins, den Wecker vor das Sofa auf den Boden und war gleich darauf fest eingeschlafen.

Pünktlich rasselte die Glocke, der Wecker tanzte vor Eifer auf dem glatten Boden. Turner erhob sich, kleidete sich anverließ wenige Minuten vor eins das Haus und ging gemächlich durch die stillen Straßen dem Bahnhof zu. Es waren kaum zwanzig Minuten Wegs.

Als er das Zifferblatt der großen Uhr über dem Portal leuchten sah, blieb er einen Augenblick betroffen stehen und begann dann zu laufen, durch die Sperre, die Gänge, die Treppe hinauf — das Gleis, auf dem sein Zug hätte stehen müssen, war leer; ein Beamter ließ eben das Ziffernfeld mit der Abfahrtszeit am Richtungsweiser niederklappen und zog das neue hoch — um halb sechs Uhr morgens ging der nächste Schnellzug in der gleichen Richtung.

„Wie ist das möglich?“ fragte Turner ärgerlich, „gehen Ihre Uhren falsch?“ und der Mann versetzte gelassen: „Unsere nicht! Regens Ihnen nicht auf! Fahrens halt mit dem da“, wobei er auf die neue Abfahrtszeit wies, „der bringt Sie ebenso gut hin und schlafen können auch noch ein paar Stunderl.“

Ärgerlich ging Turner nach Hause zurück. Sein erster Blick galt der Standuhr auf dem Flur — sie zeigte zehn Minuten nach halb elf, und jetzt erinnerte er sich auch, daß Martins flatternder Mantelärmel leicht darüber hingestrichen hatte.

Da war sie also stehen geblieben, und was ihm wie ein Eindämmern von wenigen Augenblicken geschienen hatte, mußte ein fast halbständiger Schlaf gewesen sein, aus dem ihn der Traumgedanke an die vergessene Weckuhr aufgeschreckt hatte. Die hatte er dann nach der Standuhr gerichtet ohne zu bemerken, daß sie stehen geblieben war.

Als er um halb sechs Uhr in den Frühzug stieg, reichte ihm ein Verkäufer die Morgenblätter hin: alle trugen auf der ersten Seite große Schlagzeilen: D87 mit dem er in der Nacht hatte fahren wollen, war bei einem Bloß, vor dem er hatte stillliegen müssen, von einem zweiten Zug, der das Haltesignal übersahren hatte, halb überannt worden. Sein letzter Wagen hatte sich gesplittert ...

Turner war blaß, als er die kurze Nachricht gelesen hatte; er dachte an den flatternden Mantelärmel, und in seinem Ohr klang eine Stimme: „Solcher Dinge pflegen doch drei zu sein.“

Der Hut.

Von Till Kaiser-Wiederheim.

Lisa muß einen neuen Winterhut haben. Sie be- tigt den- selben dringend. Mutter gibt es zu. Denn Lisa hat wirklich nichts aufzusetzen. Mit dem alten verschossenen Vastennüt- chen kann sie wirklich nicht länger herumlaufen. Lisa soll sich eine kleine schwarze Filzkappe kaufen. Sie ist flott, modern und vor allem zweckmäßig und dienlich, sagt Mutter. Du kannst sie den ganzen Winter aufsetzen, bis in das Frühjahr hinein. Du kannst sie Wochentags aufsetzen, schwarz ist am schicklichsten für das Geschäft; du kannst sie Sonntags aufsetzen, schwarz ist stets vornehm. Am Tage und bei Abendausgängen, schwarz ist immer passend.

Ja, Mutter, ich kaufe mir eine flotte schwarze Kappe. Etwas Apartes; du wirst schon sehen. Etwas, was dir und mir gefällt. Lisa streckte die Geldtasche zu sich. Du weißt ja, wie hoch du zu gehen hast, Lischen, nicht wahr? Lisa weiß es. Sie geht. Sie schlendert durch die belebten Geschäftsstraßen einem besseren, stillen Stadtteil zu; denn Lisa geht nicht in große Mode- warenhäuser. Bewahre! Dort hat sie noch niemals etwas Passendes gefunden. Große Auswahl! gewiß. Serienmodelle. Aber etwas ganz Apartes, Persönliches, nein, noch nie.

In einem kleinen feinen Hutsalon kauft man stets am besten. Also, „Modes D'homme“ — Ruhig, gemessen, ganz Dame. be- tritt Lisa den Salon.

„Guten Tag, gnädigstes Fräulein! Gnädiges Fräulein wünschen?“ Mit innerer Genugtuung konstatiert Lisa: eine angemessene höfliche Bedienung.

„Ich wünsche eine kleine schwarze Filzkappe. Geschma- volle Verarbeitung, Fräulein Sie verstehen.“ Fräulein ver- steht. Im Hintergrund taucht ein junges Mädchen auf, das von allen umstehenden Ständern die verschiedensten Modelle herunter- lanciert. Lisa probiert auf. Filztappen à la Mephisto, Filz- lappen à la Liliput die nur ein auf Neuschöpfungen der Mode trainiertes Auge im Lodengewirr des Hinterkopfes zu entdecken vermag. Das bedienende Fräulein ist dann und wann pflicht- gemäß entzückt. Lisa nicht. Doch man hat in kleinen Hutsalons eine ungewöhnliche Ausdauer im Bedienen der Kunden

Die Verkäuferin greift nach einer totschiden flitter-silbernen Abendkappe. „Aber nein“, wehrt Lisa ab; verlegt, daß man ihren Wunsch bezüglich schwarz schon vergessen hat. — „Gewiß nicht, gestatten Sie mir der Form wegen, gnädiges Fräulein“, und schon prangt die silberne Haube auf Lisas Kopf.

„Nein, gnädiges Fräulein, ausgezeichnet! Großartig! Diese Linie zu den dunklen Locken, zu den dunklen Augen!“

Lisa schweigt, in Anschauen ihres Spiegelbildes versunken. Wie eine Gräfin stellt sie mit innerer Genugtuung fest. Wenn sie sich diese Kappe kaufte! Allerdings konnte sie dieselbe nur zu Gesellschaftszwecken tragen. Lisa bekommt Herzklopfen vor Auf- regung. Mutter würde allerdings furchtbar schimpfen. Aber eine schwarze Filzkappe konnte man sich doch wohl in den nächsten Tagen mal so nebenbei kaufen. Wenn sie zwei-dreimal nicht ins Café ginge kam soviel schon heraus. — Fabelhaft, wie sie aussah! Einfach aristokratisch! Trug nicht der entzückende Star in dem Tonfilm neulich eine ähnliche Kappe? Doch! Das gibt den Ausschlag! Lisa brennt darauf, sich ihren Freundinnen so zu zeigen. Gleich am Sonntag konnte man ja zusammen ins Theater gehen. Anni und Mia werden grün werden vor Neid! Und Paul, ihr Paul findet sie gewiß wieder himmlisch. „Meine Königin“, wird er wieder sagen. „Seine Königin“, das ist Lohnes genug.

„Ich werde diese Kappe kaufen.“ — „Sehr wohl, gnädiges Fräulein. 40.— Mari.“

Lisa wird es plötzlich beängstigend heiß. Dann eistatt. Fatal. Was nun? Sie hätte doch auch zuvor fragen können! Aber nein! Lisa haßt die ewige Preisfragerei bei jedem Stüd. Diese liebt die Großzügigkeit. — Doch jetzt? Sich entschuldigen? Zu teuer? — Nein! Nur die hoheitsvolle Haltung bewahren. Lisas Hirn arbeitet mit blitzartiger Geschwindigkeit.

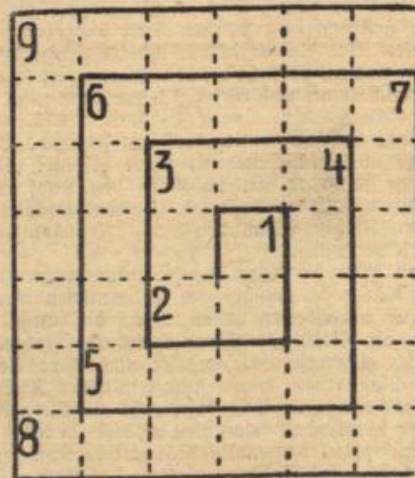
„Dart ich Ihnen das Modell mit Rechnung lenden?“ — „Gott sei Dank! Ein Ausweg!“

„Ja, ich bitte darum. Erna Waller, Friedrichstraße 10.“ — Man notiert Erna Wallers Adresse. — Man geleitet Lisa unter den ausgefeiltesten Höflichkeitsbezeugungen zur Tür.

Still geht Lisa über die Straße. Nicht mehr Dame. Ein- fach, schlicht. — In einem der großen Modewarenhäuser der belebten Geschäftsstraße läuft sich Lisa eine kleine schide billige Filzkappe. Die Mutter ist mit dem Einkauf sehr zufrieden. „Wit- lich nett, Lischen, und vor allen Dingen sehr preiswert.“ — Lisa setzt sich mit stiller Resignation zu Tisch; ein dünnes Lächeln auf den Lippen, beginnt sie sich für das eben aufgetragene Abend- brot zu interessieren.

Zur selben Zeit läuft im Hause Friedrichstraße 10 em kleines schüchternes Lehrlingmädchen treppauf, treppab, sucht Fräulein Waller und hat Angst vor der Schelte, die es bekommt, wenn es die teure Kundin nicht findet und nicht ordnungsgemäß bedienen kann.

Spiralen-Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2. Auerochs. 3. Zeitmesser. 5. Deutscher Erfinder f. 6. Ärztliches Instrument. 8. Riß. 9. Freie, er- ledigte Stelle. — Senkrecht: 1. Persönliches Fürwort. 3. Nachtvogel. 4. Begründer einer berühmten Zirkus- familie f. 6. Loderer Schmutz. 7. Norddeutsche Stadt. 9. Autotechnisches Mittel zum Schnellfahren.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 29: Wagerecht: 3. Puder. 5. Er. 6. Na. 7. Er. 9. Et. 10. Rolle. — Senkrecht: 1. Dur. 2. Lea. 3. Peter. 4. Ratte. 8. Rot. 9. Eli.